

# IDF - PUBLIK 35

NACHRICHTEN DER GESCHÄFTSFÜHRUNG  
INSTITUT FÜR DEUTSCHLANDFORSCHUNG DER RUHR-UNIVERSITÄT BOCHUM  
15. OKTOBER 2003

Ringvorlesung: EU-Osterweiterung und Transformation

## Was bringt das neue Europa?

*fh.* - Eine Antwort auf die viel diskutierten Versuche zur politischen „Neugliederung“ Europas durch den US-amerikanischen Verteidigungsminister Rumsfeld aus den jüngsten Kriegszeiten will das Institut für Deutschlandforschung mit seiner Ringvorlesung im kommenden Wintersemester zwar nicht geben. Aber ein politisch aktuelles und heikles Thema greifen die Bochumer Deutschlandforscher durchaus auf, wenn sie - gemeinsam mit einer Reihe auswärtiger Gäste - die EU-Osterweiterung in den Zusammenhang von Transformationserfahrungen bei den Nachbarstaaten stellen. Im Mittelpunkt steht natürlich die Frage, welche Folgen die Erweiterung der Europäischen Union für Deutschland bringen wird. Aber es soll auch erörtert werden, wie sich die ostmitteleuropäischen Beitrittskandidaten auf Europa vorbereiten, wie sie sich politisch, wirtschaftlich, gesellschaftlich und kulturell „europafähig“ gemacht haben. Vor allem aber soll Aufmerksamkeit und Interesse für die Entwicklungen in Europa und bei den benachbarten Ländern geweckt werden.

Mit einer vordergründig so „völkerverbindenden“ Perspektive indessen ist die Zielsetzung der Ringvorlesung gewiß nicht erschöpfend beschrieben. Bei seinem Besuch im März hatte Leipzigs Oberbürgermeister Wolfgang Tiefensee recht sorgenvoll auf die Zusammenhänge zwischen den ostdeutschen Transformationserfahrungen und der weiteren Entwicklung der Europäischen Union hingewiesen. Vor allem bedrückte ihn die geringe Anteilnahme der Westdeutschen an der EU-Erweiterung um die östlichen Nachbarn, die hingegen von den Ostdeutschen vor allem mit Sorgen und Befürchtungen beobachtet werde. Ein neuerlicher Zwiespalt auch in der deutschen Befindlichkeit könne sich auf tun. Ja, mehr noch: Es bestehe die Gefahr, daß bei der Aufnahme und Integration der ostmitteleuropäischen Partner innerhalb der EU ähnliche Fehler gemacht würden wie nach 1990 im deutschen Vereinigungs- und Transformationsprozeß. Vor allem die gemeinsamen kulturellen Wurzeln Europas müßten

stärker in den Blick genommen werden als allein auf die ökonomischen Parameter zu schauen. Natürlich vermag das IDF mit seiner Ringvorlesung nur Impulse zu geben; aber die Überlegungen des Kuratoriumsvorsitzenden haben bei der Konzeption der Veranstaltungsfolge eine Rolle gespielt. Wobei es den Mitgliedern des Instituts am wenigsten schwer fallen dürfte, die aufgetragene „kulturelle Grundierung“ zu leisten. Denn mit Beiträgen zur Sprache (Prof. Grosse), zur Geschichte (Prof. Faulenbach), zur europäischen Idee seit 1800 (Prof. Klusmann), zur europäischen Verfassung (Prof. Ipsen) sowie zum Europa als ein Raum wissenschaftlicher Mobilität (Prof. Petzina) erwartet die Hörer der Ringvorlesung eine fundierte Einführung. Aber auch die harten Fakten der Ökonomie und die Position der ostmitteleuropäischen Nachbarn kommen nicht zur kurz.

Das Programm ist ab Mitte Oktober im IDF-Büro und auf der Homepage des IDF verfügbar: [www.rub.de/deutschlandforschung](http://www.rub.de/deutschlandforschung)

### Frau im Sozialismus (und danach)

Natürlich könnte man an dieser Stelle auch über die Frauen-Fußballnationalmannschaft schreiben, die jüngst nicht nur über Rußland, sondern sogar über die Vereinigten Staaten triumphiert hat und die den Männern zeigt, was wahre Fußballkunst ist. Aber leider ist IDF-Publik nicht der „Kicker“, sondern nur der literarisch-kulturelle Newsletter eines kleinen Universitätsinstituts. Darum blicken wir eher auf die aktuelle Literaturszene, die mit einigen jungen Glanzlichtern auch die deutschen Verhältnisse neu und nostalgisch beleuchtet. Von den ganz alten (Lotte Ulbricht) bis zu den jüngsten (Jana Hensel) bleiben die Autorinnen, deren Werke hier zu besprechen sind, immer noch dem sozialistischen Traum(a) verhaftet, selbst wenn sie nolens volens mit dem Ideal brechen mußten. Starke Frauen sind sie allemal, sogar dann, wenn ihnen - wie im Falle von Lotte Ulbricht, Brigitte Reimann oder Christa Wolf - einige Herren editorisch oder künstlerisch auf die Sprünge helfen dürfen. Viel Spaß bei der hoffnungsreichen Lektüre aus dem Gestern!

# Nachrichten

Promotionskolleg: Zweiter Turnus

## Das neue Europa hat begonnen

*fh.* - Mit 37 Doktoranden aus rund einem Dutzend europäischer Länder (und dazu aus Kasachstan) erlebten das IDF und das Lotman-Institut für russische und sowjetische Kultur als gemeinsame Träger des Promotionskollegs Ost-West einen heißen August 2003. Nicht nur die Quecksilbersäulen stiegen in Rekordhöhen, auch die Kollegiatinnen und Kollegiaten brachten uns ganz schön auf Trab, aber so ist das wohl im „neuen Europa“. Doch, um diese Metapher endgültig zu Tode zu reiten, gestehen wir gern ein, daß die vielen Veranstaltungen und Diskussionen zu dem neuen Rahmenthema „National geprägte Denkformen und Kulturphänomene und ihre Internationalisierung seit 1800“ zumeist ganz alteuropäisch zivilisiert verliefen.

Mit ihrem Eröffnungsvortrag über „Romantik und Europa“ im glühend heißen Obergeschoß des EuroEck hatte die Bochumer Komparatistin Monika Schmitz-Emans am 7. August ein Fundament für das diesmal am Anfang stehende externe Seminar gelegt. Es führte uns in eine der Kernlandschaften deutscher Romantik, nämlich an den Neckar. Nach einem Auftakt in Heidelberg war Tübingen für drei Tage Standquartier, bevor das Kolleg schließlich in Straßburg dem allerneuesten Europa seine Reverenz erwies. Zwar mochten nicht alle im (herrlich) kühlen Glaspalast des EU-Parlaments ihren europäischen Traum verwirklicht sehen, aber unzweifelhaft traf das Motto des Seminars („Romantik wird Realität“) zu: Die romantische Idee des vereinten Europas hat in Straßburg für uns ein Gesicht bekommen.

Mit dem Dichter Gregor Laschen und dem Kulturpraktiker Ingo Wilhelm, mit dem langjährigen DFG-Förderreferenten Manfred Briegel, mit dem Bochumer Politikwissenschaftler Uwe Andersen und schließlich mit dem Wissenschaftspublizisten Hans-Volkmar Findeisen hatten auch die folgenden Wochen in Bochum noch manch spannenden Höhepunkt im Kollegprogramm. Immer wieder kam es zu angeregten Debatten mit den Gastdozenten, und auch die zahlreichen Beratungsangebote vieler Bochumer Professoren wurden rege nachgefragt. Allen Mitwirkenden sei an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich für ihr Engagement gedankt!

Und noch ein kleiner Nachtrag: Aus dem ersten Turnus sind inzwischen acht Promotionen zu vermelden! Näheres in: [www.rub.de/ost-west](http://www.rub.de/ost-west).

## „Wir bleiben hier!“

Eine der schönsten Nachrichten seit langem für alle im IDF war die Mitteilung der RUB-Verwaltung, daß es nicht zu der geplanten „Umsiedlung“ des Instituts in eine ferne Etage der Unibibliothek kommt. Zwei Jahre des Hoffens und Bangens sind glücklich ausgestanden. Danke an alle, die dies ermöglicht haben und die in diesem „Kampf“ an unserer Seite waren!

## Auf Wiedersehen, Anja!

Zwei Jahre war sie eine wackere und sympathische Mitstreiterin in allen IDF-Belangen, nun hat Anja Hartlieb-Wallthor ihren Lebensmittelpunkt nach Süddeutschland verlegt und mußte daher aus den Diensten der Deutschlandforschung ausscheiden. Neben ihren vielen Aufgaben im Promotionskolleg Ost-West hat sie nebenbei auch noch unsere jüngste Errungenschaft geordnet und erschlossen: die neue Sammlung der SED-Zeitung „Neues Deutschland“ (s. u.). Wir danken unserer lieben Kollegin nicht nur für diese bleibende Leistung und rufen ihr, um sie auf den neuen Dialekt einzustimmen, ein herzliches „Behüt’ Di“ zu!

## Neues Deutschland erschlossen

Mit der Übernahme eines sehr umfangreichen Bestands des „Neuen Deutschland“ von der Arbeitsstelle für vergleichende Bildungsforschung (Pädagogisches Institut) hat das IDF ein Vermächtnis des im Frühjahr verstorbenen Institutsmitglieds Dr. Friedrich Kuebart angenommen und erfüllt. In über vier Jahrzehnten gewachsen, greift die ND-Sammlung bis in die vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts zurück. Auch wenn die sorgsame Durchsicht und Ordnung der im Laufe der Jahrzehnte mitunter etwas lädierten Sammelordner manche Lücke im Bestand aufgezeigt hat, kann das Institut nun gleichwohl allen interessierten Nutzern eine höchst interessante und aufschlußreiche Quelle zur DDR-Geschichte im Original zur Verfügung stellen (Benutzung nach Vereinbarung).

## Impressum:

IDF-PUBLIK erscheint im Semester monatlich als Nachrichtenblatt des Instituts für Deutschlandforschung der Ruhr-Universität Bochum. Herausgeber: Prof. Dr. Paul Gerhard Klussmann, Redaktion: Dr. Frank Hoffmann, Silke Flegel M. A. IDF-PUBLIK wird gratis abgegeben. Auflage: 100. - Anschrift: Ruhr-Universität Bochum, Institut für Deutschlandforschung, GB 04/48, 44780 Bochum, ☎ 0234-32-27863, Fax: 0234-32-14587. E-mail: [idf@rub.de](mailto:idf@rub.de)

# Nicht Rosa in Rosa geschwindelt

Neue Texte aus dem Nachlaß der Brigitte Reimann

Von Paul Gerhard Klussmann

Brigitte Reimann hat mit ihren Büchern „Ankunft im Alltag“ (1961) und „Franziska Linkerhand“ (1974) der DDR-Literatur so bestimmende Impulse gegeben, daß die Literaturgeschichtsschreibung Perioden („Ankunftsliteratur“) oder leitende Tendenzen („Frauenliteratur“) nach diesen beiden Werken benannt hat. Zusammen mit den Tagebüchern überzeugt die Erzählprosa durch den angespannten Versuch, die sozialistischen Konzepte und Hoffnungen mit den realen Lebens- und Arbeitsverhältnissen in der DDR kritisch zu konfrontieren, wobei die Rolle der Frau durch das dominierende Erzähler-Ich eine herausragende Bedeutung gewinnt. Den Nachlaß der schon 1973 gestorbenen Autorin wird jetzt von dem Brigitte-Reimann-Archiv des Literaturzentrums Neubrandenburg verwaltet und aktiv betreut und ausgewertet. Ungekürzt und wortgetreu sind jetzt aus dem Besitz des Archivs vom Aufbau Verlag zwei frühe Romanfragmente herausgegeben, die ein instruktives Nachwort von Withold Bonner begleitet. „Joe und das Mädchen auf der Lotosblume“ (1957) ist mit Recht vorangestellt, obwohl dieser „kleine Roman“ später geschrieben ist als der zweite Text „Wenn die Stunde ist zu sprechen“ (1956).

Dieses Fragment hat den Charakter einer Schülerarbeit, die auch von Schule und Schülern der Oberklasse handelt. Schon die Figurenkonzeption der Helden läßt den angestregten Versuch erkennen, die Schulwirklichkeit im Sinne des Sozialismus, Antifaschismus und Antikapitalismus kritisch zu durchleuchten und eingreifend zu verändern. Eva, die neu in die Abiturklasse eintritt, ist Tochter eines in Buchenwald ermordeten Kommunisten und einer jetzt als Bürgermeisterin erfolgreich agierenden Frau. Ihre weibliche Attraktion und ihr überzeugtes und bestimmtes Auftreten als FDJ-Mitglied verschaffen ihr sogleich Ansehen und Respekt. Daß sie den „Altlehrern“ aus der Naziperiode mit kritischer Distanz und Ablehnung begegnet und daß sie mit einem jüdischen Klassenkameraden ein freundschaftliches Verhältnis pflegt, liegt nicht ganz auf der Linie der Parteidoktrin, ist aber konsequent im Sinne ihrer Jugendideale. Solche Entschiedenheit zeigt sie auch bei guter Gelegenheit ihrem Jugendgeliebten Klaus, der Sinn für Spaß, Theater und Musik hat, als sie eine Gruppe randalierender und Musik machender Schüler hart zurechtweist: „Nicht genug, daß ihr Abiturklasse seid - auch als Mitglieder der FDJ solltet ihr den Jüngeren ein Vorbild sein. Ihr aber führt euch wie eine Horde Affen auf, ihr demoralisiert die anderen.“ (S. 171). Für die bestimmende Rolle des jungen Mädchens zeigten freilich weniger ihre Mahnungen Wirkung als ihre weibliche Ausstrahlung: „Doch geht ein eigener Reiz von dem blaßbraunen Mädchengesicht aus, dessen vollendetes Oval sich aus dem türkisgrünen Halstuch rundet ...“ (S. 172). Das kleine Fragment ist zwar eine literarische Anfängerarbeit, die das Abgleiten ins Platte, Triviale oder Sentimentale nicht vermeiden kann, aber der klare Blick für reale Verhältnisse und das Bemühen um die Verwirklichung ideologischer Konzepte der Aufbauphase durch die FDJ-Eva deuten schon hin auf die künftige Kontur der Autorin.

„Joe und das Mädchen auf der Lotosblume“ ist ein Künstlerroman in der Form der Ich-Erzählung. Die Heldin Maria, eine Malerin, kommt nach einer frühen Künstlerfreundschaft mit dem „Heiligen Georg“, dem „braven Anton“ und „Fallstaff“ - allesamt vereint in einer Art Künstlerbohème mit eigener Namensgebung - in eine abgelegene Künstlerakademie, auf einer Halbinsel gelegen und durch eine Fähre vom Festland und der Gesellschaft getrennt, in der einzelne aber mit ihren Arbeiten schon Erfolg gehabt und Anerkennung gefunden haben. Künstlertum realisiert sich in einer fast romantischen Abgeschlossenheit, und romantische Motive wie etwa das Fenstermotiv durchziehen das Romanfragment. Auch die Liebesthematik erscheint oft in einem romantischen Licht, zumal die Heldin durch mehrfache seelische oder körperliche Beziehungen zu Männern mitgeprägt wird. Die künstlerische Entwicklung freilich vollzieht sich im Gespräch und im inneren Monolog. Dabei ist aber nicht Linientreue und sozialistischer Realismus thematisiert, sondern die Distanzierung und Abweichung von herrschenden Lehrmeinungen. Anpassung - auch wenn sie zum Erfolg führt - wird wiederkehrend abgelehnt. Das Ich sucht einen eigenen Weg, jedoch immer im Horizont der realen Verhältnisse. Ihre Wahrnehmung verlangt zu berichten, daß der „Heilige Georg“, als er in eine Schlägerei von Jugendlichen eingreift, um einem Schwachen zu Hilfe zu kommen, mit einer Flasche am Auge verletzt wird und zu erblinden droht. Randalierende und betrunkene Halbstarke durfte es in der DDR, wie man weiß, nicht geben, so daß schon dieser Bericht im Roman erklärt, warum eine Veröffentlichung des Manuskripts damals unmöglich war.

Ärger aber ist der Ton der Kritik an affirmativer DDR-Kunst: Ihrem Liebhaber, dem Schriftsteller Joe, erklärt Maria bei guter Gelegenheit, was sie von den aktuellen Arbeiten der DDR-Literaten hält: „Am Ende schwindelt ihr Rosa in Rosa, daß einem übel wird vor soviel Bonbon-Geschmack - oder ihr flieht in die Historie [...] Historie ist immer gut und weitete den Horizont, Joe, aber Sie werden mir zugeben müssen, daß in vielen Fällen [...] diese ganze Geschichtsschreiberei eine Flucht ist: kann ja nichts schiefgehen dabei, wie? Man schlägt Jefimows Geschichtsbücher auf, schon weiß man, was man vom Bauernkrieg oder von Körner zu halten hat, wie? Die Gegenwart ist allerdings verwickelter -“ (S. 62f.).

Der kleine Roman zeichnet sich durch eine harte und hellsichtige Kritik aus, die höchst bewußt von einer jungen Künstlerin ausgesprochen wird, deren Weiblichkeit solchen Äußerungen zwar einen gewissen munteren Charme verleiht, aber nichts von deren Schärfe wegnimmt. Erstaunlich, daß Dialog, innerer Monolog, Erzählform und insbesondere auch die Zeitstruktur des Erzählens souverän gehandhabt werden. Mag man über den Wert des Schülerromans streiten, das Romanfragment „Joe und das Mädchen auf der Lotosblume“ ist ein echter Fund und bereichert das Werk einer Autorin, der man auch in Zukunft Beachtung innerhalb der deutschen Literatur schenken sollte.

*Brigitte Reimann: Das Mädchen auf der Lotosblume. Zwei unvollendete Romane. Mit einem Nachwort von Withold Bonner. Berlin: Aufbau-Verlag, 2003. - 237 Seiten.*

### Kurz kommentiert

#### **Deutsche und Polen**

##### Ein Kompendium zum besseren Verständnis

*fh.* - Unversehens sind die deutsch-polnischen Beziehungen in diesem Jahr in eine tiefe Krise geraten. So sturzbachartig der Wechsel von scheinbar unverbrüchlicher Freundschaft zu alt-neuem Befremden auch gekommen ist, so sind es doch ganz unterschiedliche Quellen, aus denen dieser Strom des Mißvergnügens zusammenrann: Rumsfelds Versuch, einen Keil zwischen guten, neuen und bösen, alten Europäern zu treiben, war offenkundig erfolgreich. Andererseits hätte man durchaus wissen können, daß Diktaturen wie der Irak Saddam Husseins im freiheitsliebenden Polen offenbar anders wahrgenommen werden als im postheroischen, „pazifistischen“ Deutschland. Tatsächlich geht es hier natürlich immer um Machtpolitik, und auch die Auseinandersetzungen um die Position Polens in der erweiterten EU lassen sich in solche Kategorien einordnen. Noch größere Besorgnisse ruft der Streit um das *Zentrum gegen Vertreibung* hervor, in dem auf polnischer Seite kaum eine intellektuelle Feder gespart wird, um die eigene Position - nämlich, daß ein solches Zentrum nicht nach Berlin dürfe - zu verfechten und durchzusetzen. Doch muß man unbedingt ein Anhänger von Erika Steinbach sein, um Verständnis für die Position des *Bundes der Vertriebenen* zu entwickeln, daß auch und gerade in der deutschen Hauptstadt an das Leid der deutschen Flüchtlinge und Heimatvertriebenen erinnert werden sollte? Hat nicht die, wenn auch unter Mühen, seit einer Reihe von Jahren vollzogene Veränderung in der Arbeit von Forschungseinrichtungen, Museen und Gedenkstätten für das deutsche kulturelle Erbe im Osten unter Beweis gestellt, daß Deutsche sorgfältig und ohne chauvinis-

tischen Zungenschlag dies schwierige Kapitel Geschichte behandeln können? Warum sollte dies in Berlin nicht auch möglich sein? Diese rhetorischen Fragen stellen, heißt indessen nicht, sie bereits beantwortet zu haben. Denn Deutschland mag 1990 seine politische Souveränität zurückgewonnen haben, die Souveränität über die deutsche Geschichte besitzen wir keineswegs, dafür teilen wir sie zu sehr mit unseren Nachbarn, dafür haben wir sie im letzten Jahrhundert zu oft und zu weit über unsere Grenzen hinausgetragen.

Doch wahrscheinlich sind es nicht diese aktuellen Anlässe und Kontroversen allein, die das Verhältnis zum östlichen Nachbarn eingetrübt haben. Vielleicht war es die allzu übermütige Freude in den Jahren nach 1989/90, die allzu leichtfertige Überzeugung, „umzingelt von Freunden“ zu sein, die allzu geringe Mühe, die man sich gemacht hat, um die neuen Nachbarn wirklich zu begreifen und zu verstehen. Ein vor kurzem erschienenenes neues Handbuch über „Deutsche und Polen“, mitherausgegeben von IDF-Kurator Hubert Orłowski, kann da manche Wissenslücke schließen helfen. Es ist zwar ein deutsch-polnisches Gemeinschaftsprodukt, aber die Beiträge stammen mehrheitlich von polnischen Wissenschaftlern und Publizisten, oft solchen der jüngeren Generation. Von historischen Themen über Erinnerungsarbeit, Kultur, Identität und Lebenswelt bis zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft spannt sich ein weiter Bogen, wobei die gute Lesbarkeit der Essays besonders hervorgehoben werden sollte. Zu diesem Buch wird man oft greifen!

*Andreas Lawaty / Hubert Orłowski (Hg.): Deutsche und Polen. Geschichte, Kultur, Politik. München: Beck, 2003. - 632 Seiten.*

## „Ich musste eine Virtuosa der Selbstzerstückelung werden.“

Ein Schauspielerleben zwischen Vordereingang Ost und Hintereingang West

Von Silke Flegel

„La Domröse“ hat viel erlebt in ihren 62 Lebensjahren, und in ihrer Autobiographie erzählt sie manches davon: „Ich plaudere nicht alles aus, nur um des Plauderns Willen, sondern manche Dinge reiße ich auch nur an“, so Angelica Domröse zu ihrem Lebensbericht. Und gerade dies macht den über 380 Seiten starken Text, den die *Tagesspiegel*-Journalistin Kerstin Decker aufgeschrieben hat, nicht zum ganz uneingeschränkten Lesevergnügen. Obgleich die Erzählstruktur der Chronologie der Ereignisse eines bislang über 45 Jahre währenden Künstlerlebens folgt und damit eine Dramaturgie für die Selbstinszenierung vorgegeben ist, gibt es viele – wahrscheinlich unter dem Gesichtspunkt des allzu Persönlichen gewählte – Gewichtungen, die dem Leser unverständlich bleiben. Ganz im Dunkeln bleibt, warum mitunter für die Schilderung von Einzelheiten breiter Raum besteht, demgegenüber anderes häufig extrem kurz, fast unverständlich kurz, abgehandelt wird, so daß sich bei der Lektüre rasch ein gewisses Unbehagen einstellt. Auch die unterschiedliche sprachliche Form der einzelnen Kapitelüberschriften verstärkt den Eindruck einer völlig willkürlich vorgenommenen Wertung von Themen, Markierungspunkten und Meinungsäußerungen. Titel über drei oder vier Zeilen für Kapitelchen von bloß zwei bis drei Seiten stören den Lesefluß und bleiben unbefriedigend, auch wenn man freundlicherweise eine humoristische Absicht und nicht bloße Gedankenlosigkeit unterstellt: „Vom Bär in ‚Schneeweißchen und Rosenrot‘ zum FDJ-Fotomodell und Rock’n Roll mit Heiner Müller“; „DDR-Bardot, Torpedoschnellboot ‚Angelica Domröse‘ und ein ‚Stern‘-Porträt. Ich sammle keine Männer“; „Ich kommentiere die erste und letzte freie Volkskammerwahl der DDR, sehe noch älter aus als Oskar Lafontaine und Martin Walser zusammen und bekomme Drohbriefe“ usw. Zugegeben, solche Kritik mag lediglich Aspekte des Stils und der Form treffen, doch eine Schauspielerin, die über ein derart ausgeprägtes Selbstbewußtsein als Künstlerin

verfügt („Wusste der nicht, dass ich grundsätzlich keine Probeaufnahmen mehr machte?“ - Die Unterstellung einer gewissen Arroganz würde Angelica Domröse allerdings weit von sich weisen!) – und darüber hinaus seit über zehn Jahren selbst fremde Texte in Szene setzt, d. h. Regie führt -, sollte manche sinnvolle dramaturgische Regel im eigenen Schaffen doch nicht völlig ignorieren. Zumal es Kapitelchen gibt, die es im Hinblick auf neue Wendepunkte im Leben der Ostschauspielerin Domröse zum Westen hin durchaus wert gewesen wären, ausführlicher und genauer geschildert zu werden. Spontan fallen mir die Abschnitte „Zurück nach Berlin“, „Freiheit und Zwang“, „Altwerden als Fortschritt“, „Macht das Schiller-Theater zu!“, „Stasi-Akten lesen“, „Trinken“ und „Ohne meine Katzen“ ein, die in dieser Autobiographie allzu rasch und mit merkwürdiger Beschleunigung zu Ende gebracht werden. Mancher Rezensent hat die Offenheit und die Ehrlichkeit hervorgehoben, mit der Angelica Domröse auch sehr Privates schildert, und daß sie „immer streng subjektiv, ehrlich, schonungslos auch gegenüber Freunden, aber nie verletzend, ungeschönt, ohne den sentimental Ton der Rechtfertigung“ (Martin Linzer) bleibt. Dies alles ist richtig, doch - merkwürdig genug - bleibt durchgängig der Eindruck einer Distanz der Autorin zum Erzählten bestehen. Obgleich tatsächlich recht ausführlich die grauenvollen Familienverhältnisse von Kindheit und früher Jugend im Berliner Kiez an der Bernauer Straße geschildert werden, die gegen das Kind gerichtete Grausamkeit des Stiefvaters Rudolf Otto Domröse nicht verschwiegen wird, ausführlich von Freundschaften, wichtigen Förderern und über auch partnerschaftliche Beziehungen berichtet wird, so behält die Erzählung immer ein Stück Fremdheit bei. Dies mag in manchem Fall durchaus beabsichtigt sein, etwa in jedem Satz über Manfred Wekwerth, den späteren Leiter des „Brecht-bin-ich-BE“. Doch distanzierende Bezeichnungen für Wegbegleiter oder Schicksalsgefährten wie den „drittgrößten

Antiquitätensammler der DDR“ (Manfred Krug), dessen Name kaum einmal ausgeschrieben erscheint, wirken einerseits wie angestrengt gesucht und andererseits auch unangemessen im Hinblick auf die gemeinsame Aktivität nach der Biermann-Ausbürgerung 1976 und die Folgen – von Auftritts- und Berufsverbot bis hin zu Ausbürgerung oder Ausreise - für alle, die die Protesterklärung unterzeichnet hatten. Auch die Beschreibung der eigenen Gefühlswelt, wie sie sich selbstverständlich aus den häufigen Veränderungen der Lebenssituationen ergibt, bleibt oftmals an der Oberfläche, oder sie fehlt ganz. Während der sehr lebendigen und anschaulichen Milieuschilderung der frühen, ärmlichen Kinderwelt in der schön verklärten Vier-Sektoren-Stadt Berlin mit ihren Kirchen und ihren Kinos breiter Raum gegeben ist, in dem die Person der geliebten Mutter die wichtigste Rolle spielt, fällt deren weiterer Lebensweg in der Ostberliner Wohnung, ohne die immer erfolgreicher schauspielernde Tochter Angelica, bis zu ihrem Tod völlig aus der Erzählung heraus. Auch die Bedeutung vieler anderer Menschen im Leben der Domröse bleibt unklar, dies gilt im Grunde auch für ihren ersten Ehemann, den „Clown“ Jiri Vrstala, und für den großen Schauspielerkollegen Hilmar Thate, mit dem sie bis heute verheiratet ist und in vielen Produktionen zusammengearbeitet hat.

Zahlreiche berufliche Stationen hat Angelica Domröse durchlaufen seit ihrer Ablehnung an der Schauspielschule Ernst Busch in Berlin und ihrer „zweiten Geburt“ als 17-Jährige, als sie von Slatan Dudow für die Hauptrolle in *Verwirrung der Liebe* ausgewählt wurde. Allein über 50 Film- und Fernsehrollen hat sie in der DDR und seit ihrer Ausreisegenehmigung im Jahr 1980 in der Bundesrepublik gespielt. Hinzu kamen und kommen zahlreiche große und wenige kleine Theaterrollen, die sie in festen Ensembles (Berliner Ensemble, Volksbühne Berlin und Schiller-Theater) übernommen, in den letzten Jahren aber ausschließlich als Gast an den renommiertesten deutschsprachigen Bühnen gespielt hat. Ihre wichtigsten Figuren und Inszenierungen hat die

Schauspielerin eindrucksvoll - und insbesondere für die Theaterwissenschaftlerin interessant – geschildert und manche Produktion in Erinnerung gerufen – müßig, sie alle aufzuzählen, zumal die Verführung, sich in Details zu verlieren, groß wäre. Als einziges erwähnt werden darf vielleicht ihr erster Höhepunkt in der langen und längst nicht abgeschlossenen Karriere als gesamtdeutsche Schauspielerin: die „Paula“ in Heiner Carows Verfilmung der *Legende von Paul und Paula* nach einem Buch von Ulrich Plehnzendorf. Diese Rolle wurde für Angelica Domröse die Rolle ihres Lebens - „Ich las das Buch, ich konnte nicht mehr aufhören. Als ich den Schluss las, kamen mir die Tränen. Ich wusste, dass ich Paula war. ... Paula bin ich.“ –, für manche DDR-Bürgerin wurde Paula Identifikations- und Angelica Domröse Kultfigur, die man auf der Straße um Rat bat, und für viele Patienten, die nach Beendigung einer Partnerbeziehung heute der psychologischen Beratung bedürfen, ist das „Paul-und-Paula-Syndrom“ Bezeichnung ihres pathologischen Befundes geworden. Insofern ist das Leben der Schauspielerin und Regisseurin Angelica Domröse nicht ausschließlich mit der deutschsprachigen Theater- und Filmszene in Ost und West verbunden, sondern es wirkt bis in die Winkel zwischenmenschlicher Beziehungen hinein. Ob Helene Weigel dies schon im Blick hatte, als sie am 30. August 1966 zur „größten Zuschauerin des Berliner Ensembles“ sagte: „Es ist besser, Pupperl, wenn du gehst!“?

Die Ausstattung der Autobiographie mit Schwarzweißphotographien aus der Karriere Angelica Domröses ist nicht außergewöhnlich üppig, aber sehr schön, wobei ein Inhaltsverzeichnis, zumal im Hinblick auf die vielversprechenden Titel der einzelnen Kapitel, und ein Rollenverzeichnis auch wünschenswert und als Serviceleistung sinnvoll gewesen wären.

*Angelica Domröse: Ich fang mich selbst ein. Mein Leben. Aufgeschrieben von Kerstin Decker. Bergisch-Gladbach: Gustav Lübbe Verlag, 2003. - 384 Seiten.*

# Gemischte Gefühle

Über Jana Hensels *Zonenkinder* - Von Melanie Brüngel

Leichtigkeit oder Vereinfachung? Denkmal oder Denktzettel? Sowohl die Kritik an Jana Hensels Buch präsentiert sich zwiegespalten, als auch die Autorin in ihrer Autobiographie, die ihre Kindheit zwischen Ost und West beschreibt. *Zonenkinder* ist eine Mischung aus Tagebuch und Autobiographie, Fakten und Fiktionen. In relativ lose aneinandergereihten Kapiteln beschreibt Jana Hensel, zum Zeitpunkt des Schreibens 23 Jahre alt, wie sie mehrfach betont, aus der eigenen Perspektive ihre Kindheit in der DDR und ihre Jugend im wiedervereinten Deutschland bis zur Gegenwart. Als Belege und Zeitzeugnisse sind zahlreiche Abbildungen von Kleidungsstücken und Zertifikaten sowie Fotos aus der DDR collagenartig in den Text integriert. Die Patchwork-Struktur des Buches, die durch die Illustrationen augenfällig wird, findet sich in den Themen der Kapitel wieder, die von ‚Kindheit‘, über ‚Eltern‘, ‚Erziehung‘ und ‚Sport‘ bis zur ‚Zukunft‘ reichen. Anekdotenhaft werden Ereignisse geschildert, die immer wieder Kindheits-erlebnisse mit solchen aus der unmittelbaren Vergangenheit verbinden oder in Beziehung setzen. Dabei wechselt die Erzählperspektive ständig zwischen „ich“ und „wir“. Aussagen wie: „Besuchen wir heute unsere Eltern, haben wir immer ein bisschen das Gefühl, wir holten sie aus einem Altersheim ab, so weit sind sie vom Leben entfernt.“ (S. 76), haben zu empörter Kritik geführt, da Verallgemeinerungen auf der Gefühls- oder Beziehungsebene doch nicht möglich wären. Vielleicht könnte man diese Stellen als Verwendung des pluralis maiestatis erklären, sofern sie eigentlich autobiographische Erlebnisse behandeln.

Problematisch ist der überwiegende Eindruck (der durch das „wir“ noch verstärkt wird), daß der Ost-West-Gegensatz, der eigentlich in Jana Hensels Generation überwunden sein sollte, immer wieder hervorgeholt und geradezu gepflegt wird. Nicht nur die Eltern scheinen nicht in die „neue Welt“ zu passen (s. o.), auch die Autorin sieht sich ausgegrenzt und/oder unverstanden: „Mit einem Schlag hatte ich es satt, anders zu sein als all die anderen. Ich wollte meine Geschichten genauso einfach erzählen wie die Italiener, Franzosen oder Österreicher [...]. Ich verstummte, und um ihre Party und ihr warmes Wir-Gefühl nicht länger zu stören, hielt ich den Mund.“ (S. 26). Ist eine gewisse Nostalgie bei der Erinnerung an die Kindheit noch verständlich, so erscheint ein extremes Pathos ein wenig überzogen: „[...] und auf einmal, wo wir erwachsen sind und es beinahe zu spät scheint, bemerke ich all die verlorenen Erinnerungen. Mich ängstigt, den Boden unter meinen Füßen nur wenig zu kennen, selten nach hinten und stets nur nach vorn geschaut zu haben. Ich möchte wieder wissen, wo wir herkommen, [...]“ (S. 14).

So ist auch sprachlich gesehen das Buch wenigstens zweigeteilt. Die melancholischen, pathetischen und (n)ostalgischen Passagen werden unterbrochen bzw. unterbrechen heitere Anekdoten und witzige Geschichten. Ein kurzes Beispiel kann dies belegen: „Die Liste der Verdächtigungen, die Silvia [aus Halle] und Hartmut [aus dem Sauerland] austauschen, ist lang, die Argumente sind nicht neu. Nachdem Hartmut sich, scheinbar gelassen, die Meinung seiner Geliebten aus dem Osten angehört hat, bricht es aus ihm heraus: dass es schließlich die ostdeutsche Wirtschaft gewesen sei, die am Boden gelegen habe, ohne Rettungsmodelle und plausible Veränderungsvorschläge, und dass er jetzt gern, ja, das interessiere ihn wirklich, wissen würde, wie sie sich eine Alternative zur Wirtschafts- und Währungsunion vorgestellt hätte, bitte schön. Schließlich sei es doch ihr eigenes Volk von Dahergelaufenen gewesen, das in Windeseile bundesrepublikanische Fahnen geschwenkt und Helmut Kohl auf eine Weise zugejubelt habe, die jeden normalen Menschen in Westdeutschland zum Kotzen gebracht habe.“ (S. 131). Auch die DDR-Vergangenheit wird nicht unkritisch dargestellt. Die leichte Ironie, mit der beispielsweise die Schulzeit vergegenwärtigt wird („Bis ich eines Tages wirklich gefordert und wie Lenin geheime Botschaften mit Milch schreiben würde, begnügte ich mich damit, Kartoffelschalen in die Specktonne zu tragen, die Geschichte der SED auswendig zu lernen und wie Teddy den ärmeren Mitschülern von meinen Schulschnitten abzugeben.“, S. 85), ist amüsant und zeigt „sprachliche[...] Lakonie, Leichtigkeit und Transparenz“, wie sie beispielsweise von Reinhard Mohr im *Spiegel* gelobt wird.

Was ist das Fazit? *Zonenkinder* ist ein lesenswertes Buch mit Ecken und Kanten. Es gibt einen kleinen Einblick in das Leben in der DDR und die ambige Gefühlswelt eines Kindes / einer jungen Frau kurz nach der Wende. Also können sowohl „Westler“ (S. 55) als auch „Zonenkinder“ eine neue Perspektive kennenlernen, die Widersprüchlichkeiten sichtbar macht und letztlich doch eine gemeinsame Zukunft entwirft: „Go West“.

Jana Hensel: *Zonenkinder*. Reinbek: Rowohlt Verlag, 2002, 11. Auflage März 2003. - 175 Seiten.

# September, 27th

Von Mirjana Stancic

Die Moskauer Zeitung „Iswestija“ rief 1960 die Schriftsteller der Welt auf, einen Tag im Jahr, nämlich den 27. September, so genau wie möglich zu beschreiben. Die junge Christa Wolf reagierte mit einer Bestandsaufnahme des inzwischen fernen Septembertages und setzte, wie sie im Vorwort bezeugt, die Tradition bis ins Jahr 2000 fort. Weshalb sie diese Aufzeichnungen publizierte? Um ein Zeitzeugnis der Authentizität abzulegen, und dazu sei der Schriftsteller berufspflichtig. Der Leser nehme den Band in die Hand und staune.

Vierzig Jahre im Leben einer der prominentesten deutschsprachigen Schriftstellerinnen, jeweils mit einem Stichtag vertreten, gehen an uns kaleidoskopartig vorbei und lassen ein Lebensbild aus einem Guß entstehen. Dies ist unverkennbar die Handschrift und die dichte Erzählkunst der Meisterin, die weder im Fiktionalen noch im Autobiographischen Lücken offen läßt, die sie mit ausgiebigen Kommentaren schließen könnte. Sie deutet und erklärt ganzheitlich, auch ihr eigenes Leben, selbst dann, wenn sie es nur beobachtet und mit einfachen Mitteln beschreibt.

Die Wolf von 1960 ist identisch mit der Wolf von 1989 und ebenso mit der Wolf von 2000. Dies ist vielleicht die verblüffendste Erkenntnis nach der Lektüre des Buchs „Ein Tag im Jahr“, und auf das Argument ihrer inneren Konsistenz liefen auch die vielen Interviews hinaus, die die Dichterin aus Anlaß ihrer neuesten Buchpublikation gegeben hat. Das Diarium handelt nicht so sehr vom Handwerk der Schriftstellerin, sondern ist ein Text über die Mutter, (Ehe)Frau und Bürgerin C. W., eine unheimlich fleißige Frau, die im Laufe der festgehaltenen vierzig Jahre mit ihrer Familie achtmal umgezogen ist, und die auch manches Wort zum Kommentar des Gesellschaftlichen, Politischen, Ideologischen verliert, mitunter sogar sehr kritische Worte. Aber ihr vordergründiges Interesse gilt diesen Bereichen im Tagebuch keineswegs.

Sie hat die possessiven und einnehmenden kritischen Diskurse mit einem Achselzu-

cken abgetan und wahrt ihre aktive Beziehung zu sich selbst, zu ihrer Familie und zu ihren Lesern.

Portrait of the artist as a young woman:  
Christa Wolf, Ende der 60er Jahre

„Ein Tag im Jahr“ ist nicht unglaublich spannend auf die Art der Romane Christa Wolfs, man muß den Band nicht in einem Atemzug lesen, weil die Autorin eigentlich eine Grundkonstellation etwa vierzigmal ohne große rhythmische Schwankungen variiert: C. W. in ihrer Wohnung von morgens bis mitternachts, mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern, im Wandel der Jahrzehnte mit vergrößerter Familie, C. W. im Auto, sie ist eine leidenschaftliche Autofahrerin, C. W. das Zeitgeschichtliche reflektierend, Einkäufe erledigend - wobei das Angebot in der DDR nicht sehr einladend ist, aber dies ist nebensächlich - mit ihrem Verlag verhandelnd und für ihn arbeitend, Freunde treffend, gelegentlich an der Arbeit ihrer Parteizelle sich aktiv beteiligend, gelegentlich dann auch den unumgänglichen Frauenarzttermin absolvierend, wobei sie – dies läßt sie durchschimmern – privilegiert behandelt wird und gar nicht lange warten muß. Sie ist eine tüchtige Hausfrau und eine begabte Köchin, man fragt sich, wann sie denn ihre Hunderte von Seiten geschrieben hat.

Am Mittwoch, den 27. September 1972, zum Beispiel, damals noch in der Kleinmachnower Fontanestraße wohnhaft, fuhr sie zum Büro für Urheberrechte, wo sie sich von Herrn G. aus ihrem West-Honorar für „Christa T.“ für 500,- DM Intershop-Schecks abholt; dann, auf Umwegen, fährt sie zur Berliner Volksbühne, um Karten zu besorgen für die „Räuber“, dann zum Kinderkaufhaus, um für die Enkeltochter Babysachen zu kaufen. Im Intershop Friedrichstraße trifft sie sich mit ihrem Mann und kauft mit ihm den ersten Scheck ab. Dann kauft sie im Antiquariat „Unter den Linden“ ein Buch mit französisch-deutschen Redewendungen für ein befreundetes Ehepaar, im Kunstladen die Oeschlegel-Platte für die jüngste Tochter, im U-Wu-Bu Würstchen- und Orangensaftbüchsen. Zu Mittag gibt es für das Ehepaar Wolf dann eine kalte Platte mit ungarischer Salami im „Lindeneck“.

Nebenan sitzen arabische Jungs und zwei dicke Berliner Nuttchen, ganz junge Mädchen, die eine blond und unverblümt gewöhnlich, die andere schwarz, Porzellanwangen, stark geschminkte Augen, knallrote Fingernägel, billige Ringe. Sonst uninteressantes Publikum. Die Kellnerin mit scharfem Busen und mächtiger Perücke. Nachher auf der Straße treffen sie und ihr Mann noch ein paar Frauen mit Perücken. Ihr Mann wundert sich über die perücketragenden Frauen. Dann geht es zum Aufbau-Verlag wegen des „Eulenspiegel“-Manuskripts. Danach fahren sie beim „Sonntag“ vorbei, um Bilder von ihrem Mann abzuholen.

Schließlich kommen sie bei ihrem Freund an, der Geburtstag feiert, auch er ist prominent, er zitiert in stolzer Verlegenheit den letzten Satz einer Grußadresse zu seinem Geburtstag vom Präsidenten des DDR-PENs Kamnitzer, der ihm bescheinigt, daß sein Beispiel zeige, wie man als Kommunist illusionslos und doch begeistert sein könne.

Illusionslos sei es, das betagte Geburtstagskind, sicher nicht, kommentiert Christa Wolf süffisant in Klammern, begeistert aber auch nicht mehr. (Eventuell stammt die Klammer aus dem Jahr 2003.) Ein Parade-tag aus dem Leben einer DDR-Größe, mit humorvollen Einlagen, ein intellektuelles Gegenstück zu „Goodbye Lenin“!

Gleichwohl läßt sich die Dichterin an keiner einzigen Stelle ihrer Berichte zu Krisen der Eitelkeit herablassen, die ihr durchaus zugestanden hätten, schildert nicht einmal besonders ausgiebig, ob und wie sie von ihren Skrupeln und Gegenskrupeln hin- und hergerissen wurde. Sie schreibt sich schlicht an ihre aktuellen Lebenswelten heran, deren bejahender und prominenter, in vielen Lebenssituationen privilegierter Teil sie ist, aber daraus macht sie keinen Hehl, und das ist das Schönste und Wertvollste an diesem Tagebuch.

Freilich haben die lebensverwöhnten, an kritischen Diskursen geschulten bundesdeutschen Leser eine messerscharfe Abrechnung mit dem kommunistischen Regime und wohl einen noch unbarmherzigeren Kreuzzug gegen diverse Versprechen der Wiedervereinigung erwartet. Nichts davon! Eine sich erinnernde Frau, selbst wenn sie die prominenteste Dichterin des Landes ist, ordnet ihr Leben in erster Linie um ihre Familie. Ob im Realsozialismus oder in einer Vorzeigedemokratie, immer muß sie dabei gegen einen weit schlimmeren Feind als die Ideologie antreten, nämlich Zeit, Alterung, Vergessen. Sie, die große gesamtdeutsche Dichterin, bekennt sich auf den Plakaten ihres Verlags Luchterhand zu diesem ärgsten aller Feinde und nennt ihn schlicht Daseinsverlust.

*Christa Wolf: Ein Tag im Jahr 1960-2000. München: Luchterhand Literaturverlag, 2003. - 656 Seiten.*

*Wie immer gilt:*

*Alle in diesem Heft besprochenen Neuerscheinungen sind für die  
Bibliothek des Instituts für Deutschlandforschung  
angeschafft worden und warten dort  
auf ihre neuen Leserinnen und Leser!*

## Jenseits der Ostalgie – diesseits des Lagerkollers

Kein Kultbuch, sondern echte Literatur: Julia Francks Roman „Lagerfeuer“

Von Silke Flegel

Wichtige Rezensenten in bedeutenden Feuilletons und Literaturbeilagen, intelligente Moderatoren in nicht sehr quotenträchtigen Kulturmagazinen am versteckten Sendeplatz des späten Freitag- oder Sonntagabend und vor allem junge Leser, die einen Teil ihrer Kindheit und Jugend im Ostteil der Republik erlebt haben, loben sie, die Bücher, die im Fluß der – allerdings nun auch schon nicht mehr allzu aktuellen – Ostalgie-Welle über uns hereingeschwappt sind. Nach den frühen Kinoerfolgen von *Sonnenallee* oder auch *Helden wie wir* 1999 erinnere ich mich der Begeisterung meiner aus Stralsund stammenden, jetzt in Ostberlin lebenden Freundin, als sie mir von Jana Hensels „Kultbuch“ *Zonenkinder* erzählte und davon, daß dies in Ostberlin von jedem gelesen werde und auch werden müsse! Wenige Monate später galt dies, so nicht nur die eine meiner Berliner Freundinnen, auch für *Meine freie deutsche Jugend* von Claudia Rusch, die, zugegeben, doch aus einer etwas anderen „Nische“ der DDR-Vergangenheit und mit einem etwas differenzierteren Blick zurücksieht, größtenteils jedoch nicht weniger heiter. Ähnliches hatte ich von Julia Francks Neuling erwartet, doch zum Glück, dies sei vorausgeschickt: Weit gefehlt!

Die Berliner Autorin ist in den letzten Wochen, natürlich auch in Verbindung mit den medialen Vorbereitungen der Frankfurter Buchmesse, als weitere Vertreterin junger (Jahrgang 1970) und vielversprechender ostdeutscher Literatinnen, die über eigene kindliche Lebenserfahrungen in der DDR verfügen, durch manche Kultursendung und Talkshow gereicht worden, um ihren neuen Roman vorzustellen, und dessen zentraler Handlungsort, das Notaufnahmelager Marienfelde, und Julia Francks eigene biographische Verbundenheit mit diesem Ort legten schon die Vermutung nahe, es hier mit einem weiteren heiter-humorvollen, bestenfalls ironischen Rückblick auf eine glückliche Kindheit in der DDR zu tun zu haben. Doch genau darum handelt es sich nicht. Julia Franck hat ein Gegenkonzept zur Ostalgie-Welle der letzten Monate entworfen, ohne hierfür die Form der Gegendarstellung gesucht oder gar eine Abrechnung mit der DDR vorgenommen zu haben.

Ihre Geschichten spielen an einem anderen Ort, in einer „Zwischenwelt“ zwischen Ost und West, zwischen fast unbekannt bleibenden Vergangenheiten und einer hoffnungsfrohen Zukunft. Das Lager Berlin-Marienfelde hat bis zur Einstellung des Notaufnahmeverfahrens im Juni 1990 Übersiedler aus der DDR, Aussiedler und Umsiedler, Menschen, die den goldenen, bundesdeutschen Westen erobern wollten, für verschieden lange Zeiträume beherbergt, gleichsam „durchgeschleust“, doch bereits der erste Westkontakt an diesem grauvollen Ort hat sehr viele menschliche Illusionen zerstört. Julia Franck erzählt die Schicksale ihrer Protagonisten eindrücklich, manchmal beängstigend lebensnah. Man steckt mittendrin im Leben der Personen, die im Lager nichts anderes zu tun haben, als zu überleben, ohne irre zu werden. Völlig schnörkellos die Sprache von Julia Franck, der Wortwahl in ihrer Glätte und Schmucklosigkeit immer sicher, auch in einem der ausdrucksstärksten Berichte über die erniedrigenden Verhöre, die entwürdigenden Untersuchungen Nellys, einer ihrer Hauptfiguren, durch die Grenzer noch auf ostdeutschem Gebiet vor ihrer Ausreise.

Jede einzelne ihrer Schilderungen über das Existieren im Lager geht unter die Haut, wobei es völlig egal ist, in wessen Haut man gerade steckt. Julia Franck befördert den Leser in das Leben ihrer Figuren oder in das, was davon übrig ist, mitten hinein, indem sie für jede Erzählung konsequent die Ich-Perspektive wählt. Was Nelly, die junge und schöne Übersiedlerin aus der DDR, und ihre beiden Kinder, die alternde Krystyna mit ihrem verwirrten Vater und dem sterbenden Bruder aus Polen, und Hans, den lebensscheuen freigekauften Schauspieler miteinander verbindet, ist auch das Leitmotiv von Julia Francks Roman: Demut und Demütigung. Demütigungen durch DDR-Grenzer und Staatssicherheit, durch westliche Geheimdienste und CIA-Karrieristen, durch Zwangswohngemeinschaften auf engstem Raum, die Intimsphäre oder minimale Freiheiten für niemanden zulassen, durch totale Kontrolle im Lager, durch Gewalt und Brutalität und durch verzweifelte und gleich zum Scheitern verurteilte Versuche, ein selbstbestimmtes Leben zu beginnen. Ein Kapitel deutsch-deutscher Geschichte, das Julia Franck einfühlsam, doch ohne Pathos und großes Aufheben erzählt.

*Julia Franck: Lagerfeuer. Roman. Köln: DuMont Literatur und Kunst Verlag 2003. - 301 Seiten.*

# Wallfahrt zu Brigitte Reimann

Auf den Spuren einer großen Schriftstellerin und einer ganz besonderen Frau

Von Anja Hartlieb-Wallthor

Der uns mit warmen und sonnigen Tagen verwöhnende Monat Juli 2003 steckte für uns, das Team des Ost-West-Kollegs, voll intensiver Vorbereitungsarbeit auf den kommenden Kollegmonat, bescherte mir persönlich darüber hinaus aber ein weiteres interessantes und wichtiges Erlebnis: eine Reise auf den Spuren des Lebens und Schaffens der DDR-Schriftstellerin Brigitte Reimann. Im Zusammenhang mit meinem angestrebten Promotionsprojekt zum Werk dieser bedeutenden Autorin der DDR-Literatur bot sich mir dabei zugleich die gute Gelegenheit zur längst erforderlichen Kontaktaufnahme mit dem Brigitte-Reimann-Archiv in Neubrandenburg. Die erwünschte Bewegung in dieser Sache brachte eine Einladung des alten IDF-Freundes, Kulturmanagers und Moderators Paul Werner Wagner zu der „Brigitte-Reimann-Woche“ in Berlin, einer Gedenkveranstaltung zum 70. Geburtstag der Schriftstellerin, die im Literaturforum im Brecht-Haus in der letzten Juliwoche stattfand. Ich reiste zu einem viertägigen arbeits- und erlebnisreichen Aufenthalt in die Hauptstadt mit einem Tagesbesuch in Neubrandenburg, der letzten Heimstatt der vor genau 30 Jahren mit 39 verstorbenen Autorin.

Meine Hoffnungen und Erwartungen an die Gedenkveranstaltung in Berlin, nämlich einmal ganz in die bewunderte, aus den leidenschaftlich gelesenen Tagebüchern der Schriftstellerin wohl vertraute Reimannsche Welt einzutauchen, erfüllten sich bestens. An den drei (von insgesamt fünf) Veranstaltungsabenden, an denen ich teilnehmen konnte, wurden dem Publikum in dem trotz hochsommerlicher Hitze bis auf den letzten Platz gefüllten Veranstaltungsraum des Brecht-Hauses drei ganz unterschiedliche, und doch komplementäre Inszenierungen des aktuellen Reimann-Bildes präsentiert.

Zum Einstieg wurden unter der Moderation Paul Werner Wagners im Gespräch mit drei besonderen Kennern des Schaffens Brigitte Reimanns - der Herausgeberin ihrer Tagebücher und Lektorin des Aufbau-Verlags Dr. Angela Drescher, der Vorsitzenden der Brigitte-Reimann-Gesellschaft, Dr. Margrid Bircken, die als Literaturwissenschaftlerin in Potsdam arbeitet, und dem Gießener Experten für DDR-Literatur, Professor Carsten Gansel - die wichtigsten Stationen des Lebens und literarischen Wirkens der Schriftstellerin vergegenwärtigt.

Mit dem im September 1989 in der „Endzeit“-DDR gedrehten Film „Ich habe gelebt und gelebt und gelebt“ präsentierte dann Regisseurin Katharina Schubert in symbolträchtigen Bildern die drei Hauptschauplätze des Reimannschen Lebens: Burg bei Magdeburg, Hoyerswerda und Neubrandenburg. In den eindringlichen Stadtporträts, vermehrt um zahlreiche Interviews mit ihren Weggefährten, zeichnet sich ein Lebenspfad zu einer wirklich gelungenen biographische Skizze, ganz sachlich, ohne jegliche Sensationslust an den zahlreichen Liebesabenteuern der lebenshungrigen jungen Schriftstellerin. Bewegend war für alle der Augenblick, als sich in der anschließenden, angeregten Diskussion mit Katharina Schubert eine langjährige Freundin Brigitte Reimanns, Irmgard Weinhofen, zu Wort meldete, um der Filmautorin einen Dank für das aus ihrer Sicht - wenigstens im Medium Film und Fernsehen - selten einmal so geglückte, authentische Persönlichkeitsbild der Freundin auszusprechen. Mitreißend und die Komik des Erzählens meisterhaft umsetzend las schließlich die Schauspielerin Ursula Karusseit aus dem gerade entdeckten und im Sommer noch unveröffentlichten Roman Brigitte Reimanns „Joe und das Mädchen auf der Lotosblume“, einem seinerzeit von den DDR-Verlagen aus politischen Gründen abgelehnten und unvollendet gebliebenen frühen Text der Schriftstellerin, der sich als wegweisend für ihre große erzählerische Leistung im späten Meisterwerk „Franziska Linkerhand“ herausstellt.

Die immer weiter wachsende Gemeinde der Brigitte Reimann-Leser hatte in diesem Jahr doppelte Gelegenheit, sich der großen, allzu früh dahingeschiedenen Hoffnungsträgerin unter den DDR-Autoren zu erinnern: Am 21. Juli 1933 in Burg bei Magdeburg geboren, am 20. Februar 1973 in einem Ost-Berliner Krankenhaus verstorben, galt es, des 70. Geburtstags und 30. Todestags zu gedenken. An der aus diesem Anlaß im Berliner Brecht-Haus veranstalteten Brigitte-Reimann-Woche nahm unsere Mitarbeiterin Anja Hartlieb-Wallthor teil. Sie verband dies mit einem Besuch im Neubrandenburger Reimann-Archiv. Ihr be-wußt ganz persönlich gehaltenen Bericht läßt uns Anteil nehmen an der Erinnerung an eine der liebenswertesten Autorinnen der DDR, die erst seit kurzem wirklich entdeckt wird (vgl. Seite 3).

Sehr früh am Dienstagmorgen brachte mich dann eine zweistündige Zugfahrt aus dem kulturellen Trubel der Metropole Berlin in das stille Neubrandenburg, wo ich nach kaum einer Viertelstunde Fußwegs durch die von der gotischen Stadtmauer und einer mittelalterlichen Wallanlage umgebenen Altstadt zum eigentlichen Ziel meiner Forschungswallfahrt, dem Brigitte-Reimann-Literaturhaus, gelangte. Nicht ohne einen kleinen, aber nachhaltigen Schock übrigens, denn am Informationsstand des Bahnhofs waren der Name der Dichterin und die Lage der Literaturstätte gänzlich unbekannt. In der malerischen Gartenstraße Nr. 6, etwas außerhalb der Altstadt gelegen, fand ich eine nette Neubau-Villa, die samt dem kunstvoll angelegten kleinen Garten und einer Terrasse anstelle der bei den Sanierungsarbeiten eingestürzten alten Villa errichtet wurde, deren Erdgeschoß Brigitte Reimann in den letzten fünf Jahren ihres Lebens bewohnte.

So findet auch die ständige Ausstellung mit den Bildern, Dokumenten, geliebten antiken Möbeln und der kaum ein bedeutendes Werk der Weltliteratur vermissen lassenden Bibliothek aus dem Nachlaß Brigitte Reimanns in einem großen und hellen Raum im Erdgeschoß ihren Platz. Ein Raum, in dem man sich tatsächlich als Brigitte Reimanns persönlicher Gast fühlen kann. Im Treppenhaus platzierte sich die neue, zum 70. Geburtstag der Schriftstellerin eröffnete Ausstellung mit kommentierten Bild- und Do-

Brigitte-Reimann-  
Literaturhaus  
Neubrandenburg

kumententafeln „Nach der Ankunft im Alltag. Brigitte Reimann 1933-1973“, die als Ergebnis eines Projektes der Potsdamer Germanistikstudenten unter der Leitung von Dr. Margrid Bircken entstand. Ferner werden hier seit 1998 vom Literaturzentrum Neubrandenburg e. V. gemeinsam mit dem Institut für Germanistik der Universität Potsdam Konferenzen durchgeführt, die sich der Literatur von Frauen widmen und deren Ergebnisse jährlich in einem Konferenzband festgehalten werden.

Das Archiv des Hauses beherbergt den gesamten Nachlaß der Schriftstellerin und alle bereits erschienenen Materialien zu Forschung und Rezeption, so daß jeder Reimann-Forscher seinen Weg nach Neubrandenburg finden sollte. Vermißt habe ich nur eine Datenbank zu den aktuell in Arbeit befindlichen Projekten, die hier leider nicht geführt wird. Doch der überaus freundliche Empfang durch die Mitarbeiterinnen des Hauses und das ungewöhnlich hohe Maß an Hilfsbereitschaft - bis hin zur Bedienung mit frisch gebrühtem Kaffee - trösteten darüber hinweg. Alles erweckte bei mir den Eindruck, daß hier jeder Besucher herzlich willkommen sei, ganz im Sinne der gastfreundlichen Schriftstellerin, die in dieser Stadt einst daheim war und dem Haus ihren Namen gab. So reiht sich das Brigitte-Reimann-Haus auf glückliche Weise ein in die im Osten Deutschlands besonders ausgeprägte Kultur des Gedenkens an Literaten, Künstler und Gestalten des kulturellen Erbes. Man mag darüber nachdenken, warum gerade hier, in den neuen Bundesländern und oft sogar weit abseits des kulturellen Trubels der Metropolen, die Erinnerungskultur so lebendig entwickelt ist, aber das ist schon wieder ein ganz anderes Thema ...

**Hinweise:** Der im Nachlaß von Brigitte Reimann unvollendet überlieferte Roman *Joe und das Mädchen auf der Lotosblume* liegt seit wenigen Tagen, gemeinsam mit einem zweiten Nachlaßtext, in einer Edition des Berliner Aufbau Verlags vor, zu der Withold Bonner ein Nachwort beigesteuert hat. Die Rezension von Paul Gerhard Klussmann zu diesem jüngsten Reimann-Buch findet sich auf Seite 3.

Im Internet bietet die Seite <http://golm.rz.uni-potsdam.de/Germanistik/Reimann> eine instruktive und nutzerfreundliche Einführung in Leben und Werk von Brigitte Reimann. Wir verdanken dieser Homepage auch das schöne Porträt der Schriftstellerin (oben rechts). Auf der Seite [www.literaturzentrum-nb.de](http://www.literaturzentrum-nb.de) präsentiert sich das Neubrandenburger Literaturhaus mit dem Brigitte-Reimann-Archiv (vgl. Abb.).

Zu den runden Jubiläen dieses Jahres gehörte - am 19. April 2003 - die 100. Wiederkehr des Geburtstags von Lotte Ulbricht. Es blieb freilich ohne große Resonanz in den Medien, und so ist das hier vorzustellende Buch gewiß die wichtigste Veröffentlichung zu diesem Ereignis. Indessen hatte schon der Tod Lotte Ulbrichts im April 2002, wenige Tage vor ihrem 99. Geburtstag, Anlaß zu rückblickendem Wundern und besinnlichen Nachrufen gegeben: Was, die hatte immer noch gelebt?

In Erstaunen versetzt hat die alte Dame wohl gern und oft, nicht zuletzt durch ihre Langlebigkeit. So löste eine Brief von ihr an die Redaktion der *Jungen Welt* schon im Dezember 1989 dort nicht nur ob des befremdlichen Auftrags der Witwe Walter Ulbrichts, des lange verstorbenen Gründer-Diktators der DDR, heftiges Stirnrunzeln aus. „Zunächst“, so berichtet Frank Schumann, letzter Chefredakteur der FDJ-Hauszeitung zu DDR-Zeiten, „galt dies der Tatsache, daß es Lotte Ulbricht überhaupt noch gab. Sie war - die Nachrichtenblockade unter Honecker funktionierte - unserer kollektiven Aufmerksamkeit einfach entglitten. Die meisten wähten sie bereits in Friedrichsfelde“, also auf dem Ehrenfriedhof der Sozialisten. Es waren übrigens ausgerechnet die westdeutschen Kollegen von der Regenbogenpresse, die Lotte Ulbrichts Kontakt mit der Kampfreserve der Partei provoziert hatten. Nachdem sie wiederholt von Paparazzi im Auftrag der *Bunten* „belästigt“, nämlich hartnäckig um Interviews gebeten und wiederholt ohne Erlaubnis fotografiert worden war, sollte die *Junge Welt*-Redaktion für sie prüfen, ob denn nun in der *Bunten* ein Artikel über sie erschienen war. Die in den aufregenden Monaten der friedlichen Revolution gerade erst Selbstbewußtsein gewinnenden Redakteure des Jugendblatts mochten sich übrigens nicht in diese Aufgabe einspannen lassen.

In dieser kleinen Anekdote ist beinahe die ganze Lotte Ulbricht enthalten: ihre Größe, ihre Souveränität, ihre Tragik, ihre Einsamkeit und ihre feste Eingebundenheit in die Strukturen und Denkrituale sozialistischer Parteilichkeit bis ins Jahr ihres Todes. Nein, der bürgerlichen Presse sollte sie sich auch in den weiteren Jahren, allen begehrlchen Gesprächsangeboten zum Trotz, beharrlich entziehen, aber auch für die sozialistischen Genossen, von denen sie so viele seit Ulbrichts Sturz enttäuscht und so viele seither vergessen hatten, war sie nur dann zu sprechen, wenn sie es wollte, zu ihren Bedingungen und nach ihren Prinzipien. Auch das vorliegende Buch verdankt sich in seiner Struktur durchaus ganz ihren Zielen und Vorstellungen, auch wenn es wohl erst nach ihrem Tode wirklich möglich geworden ist. Denn erst die Greisin von 93 Jahren sah die Notwendigkeit ein, manchen Spekulationen um ihre Person entgegenzutreten, vor allem dem Vorwurf, daß sie Ulbrichts Politik ungebührlich stark beeinflußt habe. Auch das offenbar in der DDR fast über zwei Jahrzehnte, von den siebziger Jahren bis in die Nachwendezeit, umlaufende Gerücht, Lotte Ulbricht habe ihren Hauptwohnsitz in der Schweiz genommen, mußte die überzeugte Sozialistin, die zudem eine echte Berlinerin war, mächtig verdrießen. Natürlich erblickte sie das Politbüro um Honecker als Urheber solcher Gerüchte, wie sie sich auch von guten Freunden nicht überzeugen ließ, daß ein formaler Akt ihrer Kaltstellung seit 1971/73 wenigstens dokumentarisch keineswegs nachweisbar war. Geschult in der stalinistischen Sowjetunion, in der sie zwischen 1922 und 1945 wiederholt und für viele Jahre gelebt hatte, wußte sie wohl besser, wie in totalitären Kaderparteien mit den einstmaligen Mächtigen umgegangen wurde.

Die Arbeit an ihrem Lebensprotokoll, das sie mit Hilfe der ehemaligen SED-Parteiarchivarin Inge Pardon verfaßte, sollte sich allerdings über zwei Jahre mit endlosen Überarbeitungen, Kürzungen und Präzisierungen hinziehen. Und doch umfaßt die letztgültige Fassung von Ende 1998, im vorliegenden Buch unter der Überschrift „In meinem 96. Lebensjahr gebe ich zu Protokoll“ veröffentlicht, ganze elf Druckseiten. Auf der Grundlage dieses, übrigens ziemlich langweiligen und hölzernen, Textes eine veritable Lebensdokumentation - keine Biographie freilich - gezimmert zu haben, verdient schon Respekt. Auch wenn man über den vorliegenden Band kaum mehr Gutes sagen kann, als daß er mehr Fragen offen läßt als beantwortet, vor allem natürlich die Frage, wie groß der politische Einfluß von Lotte Ulbricht wirklich gewesen ist. Ihr Verneinen jeder politischen Einwirkungsmöglichkeit, wie es auch im „Protokoll“ niederlegt ist, entspricht ihrem Verständnis von parteilichem Verhalten; was nicht sein darf, war auch nicht so. Aber das ganze Buch legt indirekt Zeugnis davon ab, daß es doch anders gewesen ist. Aus fast jedem Bild, das Lotte Ulbricht bei Staatsempfängen, im Gespräch mit Politikern, Künstlern, Wissenschaftlern zeigt, auch aus zahlreichen der im zweiten Teil des Buches abgedruckten Privatbriefen blickt uns eine andere Frau an: aufmerksam, freundlich, verbindlich, aber offensichtlich knallhart in der Sache, immer in Aktion, eine strenge, im Zweifelsfall unduldsame Kritikerin, eigensinnig und mitunter unge-

recht. Genau so schildern sie auch zahlreiche Freunde und Gesprächspartner der letzten Jahre, die in einem eigenen Kapitel mit kurzen Essays und Erinnerungssplintern zu Wort kommen. Auch die Tatsache, daß sie als sprachkundige Dolmetscherin Walter Ulbrichts Privatgespräche mit den Machthabern der Sowjetunion begleitet, ja ermöglicht hat, spricht für die hohe informelle Macht, die Lotte Ulbricht bis zum jähen Sturz ihres Mannes innegehabt hat.

Das Buch versammelt also neben den genannten eigenen Texten von Lotte Ulbricht eine große Zahl von Briefen an sie und auch einige von ihr, und es schließt mit der Gedenkrede, die Inge Pardon an ihrem Grabe gehalten hat. Auch dies übrigens ein autobiographisches Zeugnis, denn Lotte Ulbricht hatte Frau Pardon nicht nur als ihre Nachlaßverwalterin und Trauerrednerin schon zwei Jahre vor ihrem Tode ausgesucht, sondern auch gemeinsam mit ihr den eigenen Nachruf vorbereitet!

Solche Kuriositäten fügen sich in dem von Frank Schumann, dem genannten *Junge Welt*-Chef von 1989, herausgegebenen Band zu einem sehr lockeren, lesbaren Kaleidoskop der Einsichten, Eitelkeiten und Eigensinnigkeiten einer kleinen Frau, die aus kleinen Verhältnissen durch Ehrgeiz, Fleiß und Intelligenz, aber auch durch Mut, Glück und Zufall in die Nähe der Macht gerät. Die Startvoraussetzungen sind nicht die schlechtesten: Anders als viele Klassengenossinnen hat die junge Lotte Kühn, Tochter eines früh verstorbenen Hilfsarbeiters und Hausdieners, immerhin ein paar Jahre die Realschule besuchen und eine kaufmännische Ausbildung beginnen können. Ihre Befähigung für moderne Fremdsprachen - sie sprach neben Russisch auch Französisch und Englisch - mochte hier eine Grundlage gehabt haben. Seit 1921 stand sie im Dienst der kommunistischen Bewegung. Stationen als Stenotypistin, Sekretärin, Archivarin und dann auch Referentin verschiedener Parteigremien führen sie von Berlin nach Essen, bald nach Moskau, wo sie seit 1931 als Oberreferentin bei der Komintern arbeitet. 1935 lernt sie hier Walter Ulbricht kennen, eine „Liebe auf den ersten Blick“. Erst 1950, Ulbricht war in Deutschland noch verheiratet gewesen, hatte auch in Frankreich eine Beziehung mit Kind, wird die Ehe formal legalisiert. Offenbar haben Lotte Kühn diese Beziehungen nie gestört; später gehörten Ulbrichts französische Angehörige geradezu zur Familie. In den späten dreißiger Jahren ist sie im Auftrag der Exil-KPD zeitweilig neben ihrem „Mann“ in Paris tätig, macht aber rasch deutlich, daß sie sich von Ulbricht nicht als Privatsekretärin benutzen lassen will. Die Säuberungen in Moskau übersteht sie, wie es scheint, unberührt, allerdings ist sie einige Jahre nicht unmittelbar im politischen Apparat tätig, sondern arbeitet in einer Druckerei. Ab 1941 wieder bei der Komintern, kehrt sie 1945 nach Deutschland zurück, arbeitet beim ZK der SED, wird dann doch auch offiziell persönliche Mitarbeiterin Ulbrichts (1948-1953), um später, nach einem mit Diplom - 1959 mit 56 Jahren (!) - abgeschlossenen Studium der Gesellschaftswissenschaften, am Institut für Marxismus-Leninismus als Arbeitsgruppenleiterin die Schriften Ulbrichts herauszugeben (bis 1973).

Soweit die äußeren Daten, wie sie sie Lotte Ulbricht noch viel ausführlicher selbst in mehreren Lebensläufen, die aus parteiinternen Kontrollakten stammen, notiert hat und durch die sich der Leser dieses Buchs auch hindurcharbeiten kann. Dann aber kommt er zu dem vielleicht spannendsten Teil des Buches, in dem der Herausgeber relativ schlicht Anekdoten und Episoden erzählt und dabei die unterschiedlichsten Rollenmuster seiner Heldin durchspielt: Lotte als Ehefrau, Tochter, Schwester und (Adoptiv-)Mutter, als Oma und Tante, als pflichtbewußte Genossin und als zurückgewiesene Witwe des gestürzten Diktators, als Freundin, als Urlaubsreisende und als Staatsgast. Schließlich werden sogar ihre Fähigkeiten als Stenographin gewürdigt; nicht ganz unwichtig übrigens, da ein Teil des Nachlasses stenographisch vorliegt, gleichwohl aber offenbar keine wirklichen Geheimnisse verborgen hat.

Von all diesen Rollen und Funktionen ist sicher die der Adoptivmutter die tragischste gewesen. Die kleine Beate Pestunova, die Tochter einer ums Leben gekommenen russischen Zwangsarbeiterin, die die Ulbrichts 1947 im Alter aufnahmen, hatte im Nachkriegsdeutschland gewiß das „große Los gezogen“, und trotzdem darf man fragen, ob sie eine glückliche Kindheit hatte. Ihr späterer Lebensweg, der sie an den Rand der Asozialität führte, spricht kaum dafür. Gewiß hat es Lotte Ulbricht an klugen Ratschlägen nicht fehlen lassen; noch ihre Enkeltochter verbat sich die aus Illustrierten ausgeschnittenen, mit Rotstift angestrichenen Lebensweisheiten, die ihr die Greisin zuschickte. Ob die viel beschäftigte Mitfünfzigerin aber auch Mutterliebe empfinden konnte? Ihre wirkliche Liebe galt wohl nicht einmal Walter Ulbricht, sondern der kommunistischen Idee, der sie treu blieb bis zum Tode, über alle Kränkungen und Zurücksetzungen seit 1971 hinweg. Auch die Erfahrung des Jahres 1989 rief allenfalls selbstkritische Lippenbekenntnisse hervor, aber die Lust zum Kampf gegen das „kapitalistische System“ war ungebrochen.

*Lotte Ulbricht: Mein Leben. Selbstzeugnisse, Briefe und Dokumente. Hg. von Frank Schumann. Berlin: Das Neue Berlin, 2003. - Zahlr. Abb., 288 Seiten.*

## „Une vague d’Ostalgie’ frappe l’Allemagne“

Claudia Ruschs Erstling segelt auf der Ostalgie-Welle, die über Deutschland schwappt

Von Evelyn Overhoff

Es ist zur Zeit „in“, sich nostalgisch über den Osten Deutschlands zu äußern, sogar „Le Monde“ hat es, wie unser Titel zeigt, inzwischen mitbekommen (13.08.2003). Den Anfang in diesem Jahr machte auf sehr unterhaltsame Weise Wolfgang Beckers Film „Goodbye Lenin“, es folgten Bücher zum Thema und schließlich die Ostalgie-Shows im deutschen Fernsehen. Es ist sogar in einer großen Buchhandlung in der Bochumer Innenstadt ein „Ostalgie“-Tisch zu finden, auf dem – das sei hier lediglich am Rande bemerkt – sich auch Werke über den 17. Juni 1953 finden. Auch dieses Datum ein Anlaß für die Ostalgie-Welle? Oder ist es die Verlegenheit der westdeutschen Buchhändler, die alle Themen, die mit dem Ostteil Deutschlands zu tun haben, über einen Kamm scheren?

Im Zuge dieses Trends erschien nun auch das erste Buch von Claudia Rusch „Meine freie deutsche Jugend“, in dem die 32jährige Autorin ihre Jugend in der DDR beschreibt. Sie tut dies in 25 kleinen Episoden, die locker aneinandergereiht sind und nicht immer streng chronologisch angeordnet, wodurch es teilweise zu Doppelungen im Erzählten kommt. Der lockeren Reihung entsprechen auch Sprache und Erzählweise der jungen Autorin. Der Leser gewinnt den Eindruck, die Autorin erzähle „frei von der Seele weg“ und lasse ihn auf diese Weise direkt an ihren Erlebnissen teilhaben. Besonders erfrischend fällt hier eine gehörige Portion Selbstironie auf, mit der die nunmehr erwachsene Frau Begebenheiten aus ihrer Kindheit beschreibt, z. B. als sie bei einem abendlichen Gang durch den Wald ein Lied gegen ihre Angst sucht, das lang genug ist: „Ich brauchte einen Text, der ungefähr zur Entfernung passte. Auf die Idee, meine Lieblingslieder einfach zweimal zu singen, kam ich nicht. Sternbild Jungfrau. Die Logikerin in mir sah nicht nach links oder rechts: langer Weg, langes Lied. Also los.“

Die Autorin verbringt einen Teil ihrer Jugend in dem Haus Robert und Katja Havemanns, bei denen ihre Mutter nach der Scheidung unterkommt. Denn auch die Mutter befindet sich in der Opposition und wird als Freundin der Havemanns von der Staatssicherheit beobachtet. Obwohl dieses Thema ständig im Hintergrund präsent ist, so wird der Leser enttäuscht, der mehr über den Widerstand, über Robert Havemann erfahren will. Denn auch in der Rücksicht bleibt die Autorin bei ihrer kindlich-naiven Sichtweise: „Zwei Monate später wurde Wolf Biermann ausgebürgert, über Robert Havemann wurde ein Hausarrest verhängt und mein Leben änderte sich. Plötzlich war überall die Stasi, Männer in Uniformen oder in Zivil. Sie saßen in Ladas vor dem Haus, beobachteten uns, folgten uns, durften aber nicht mit uns reden. Manchmal versteckten sie sich wie Hasen hinter Bäumen. Ich begriff nicht, warum Robert andauernd im Fernsehen zu sehen war und jetzt nicht mehr aus dem Haus durfte, warum Polizei die Straße verbarrikadierte und meine Mutter nicht mehr zu Katja ließ. Aber ich gewöhnte mich schnell daran.“

In der Kritik hochgelobt, weil sich dieses Werk so erfrischend von anderen seiner Art - Prototyp ist Jana Hensels Buch „Zonenkinder“ - unterscheidet und nicht die „typisch ostdeutsche Opfermentalität“ in sich berge, mag es doch etwas zu „leicht“, zu unkritisch erscheinen. Jedoch als vergnügliche Abendlektüre bietet es sich durchaus an. Zudem werden die kritischen Töne zum Ende hin immer lauter, da auch Claudia Rusch immer detaillierter und kritischer den Staat wahrnimmt, in dem sie aufwächst.

Das Ende der Schulzeit, das für Claudia Rusch kurz nach dem Fall der Mauer kam, ist solch eine Episode, die dies besonders deutlich werden läßt. Vielleicht finden sich hier auch Erklärungen für die eigenartige, das ganze Buch hindurch fühlbare, Ambivalenz gegenüber der DDR. Claudia Rusch wird gebeten, die Abschlußrede an der Schule zu halten; nach anfänglicher Weigerung wird sie von einem Freund überredet, denn nun hätte sie die Möglichkeit, sich an denunzierenden Mitschülern und Lehrer zu rächen. Dies geschieht jedoch nicht: „Drei Monate bevor sich alles für immer auflöste, nahmen wir doch noch die Identität an, die wir so sehr von uns gewiesen hatten. Wir waren auch DDR. Nicht nur Spitzel und Karrieristen, auch unsere Familien und Freunde lebten hier. Nicht nur diejenigen, die uns in ihr Schema pressen wollten, waren ein Teil dieses Landes, sondern auch die, die aus uns wache Köpfe gemacht hatten. Kurz vor Toresschluss wurden Robert und ich Staatsbürger der DDR.“

Claudia Rusch kann und will ihre Herkunft nicht leugnen. Die DDR kann für ein Kind nicht nur Diktatur und Unterdrückung bedeuten. Denn Familie und Freunde, die sie trotz ihrer Außenseiterposition immer gehabt zu haben scheint, vermitteln auch innerhalb einer Diktatur eine Geborgenheit, die in der Erinnerung an eine offenbar glückliche Jugend immer wieder in den Vordergrund tritt.

Auch wenn es sich bei diesem Buch nicht um große Literatur handelt, so vermitteln die erzählten Episoden eindrucksvoll das ambivalente Verhältnis der Autorin zu ihrem „Vaterland“. Auf der einen Seite steht der Haß auf einen Staat, der durch seine Bespitzelung Familien zerstören kann, wenn Ruschs Mutter ihre eigene Mutter verdächtigt, sie für die Stasi bespitzelt zu haben und sich hinterher herausstellt, daß es die beste Freundin der Mutter gewesen ist und auf der anderen Seite steht die große Liebe zu der eigenen Familie; insbesondere der Mutter, die ihr das Leben in diesem Staat überhaupt erträglich gemacht hat, ist die Verfasserin eng verbunden.

Es gibt ganz klar unterhaltsame Highlights in diesem Buch, so z. B. wenn Claudia Rusch erzählt, wie sie als Erstklässlerin an einem Winterabend unbedingt allein ihre Oma von der Bushaltestelle, die jenseits des Waldes gelegen war, abholen wollte, ihre Mutter ihr aber mit einigen Metern Abstand unbemerkt folgt, damit der Tochter nichts geschieht, und dieser wiederum die Wachen der Stasi im Lada folgen, die Verrat wittern: „Es war der Narrenumzug der Saison. Zu NVA-Lied marschierende Tochter vorn, subversive Mutter dahinter, der durchgeschüttelte Stasi-Lada im Schlepptau. Alle in gebührendem Sicherheitsabstand.“

Ein Buch nur für „Ossis“? Jana Sittnick von der „tageszeitung“, z. B., bejaht diese Frage und beurteilt in ihrem Artikel vom 24.07.2003 das Buch als eines für Ostler, die sich bei Lesungen kichernd an ihre eigene Zeit in der DDR zurückerinnern fühlen. Sicherlich können Westdeutsche diesen Aspekt des Werkes nicht nachvollziehen, aber dennoch wird ihnen ein intimer Einblick in die Jugendzeit eines DDR-Bürgers gewährt. Daß es sich hierbei nicht um eine durchschnittliche Kindheit handelt, ist auch klar: „Als Mädchen war ich dagegen zerrissen zwischen dem Wunsch nach Unauffälligkeit und der Würde einer Eingeweihten. Ich gehörte zu einem exklusiven Club, aber manchmal wäre ich gern angepasster DDR-Durchschnitt gewesen. Mit Eltern in der Partei, FDGB-Urlaub in Kühlungsborn und einer Dreizimmerwohnung in Marzahn. Ohne Geheimnisse. Einfach in der Menge verschwinden.“

Deshalb das Fazit: alles in allem ein unterhaltsames, kurzweiliges Buch, das zwar Informationsansprüchen nicht unbedingt gerecht wird, aber eine nicht gewöhnliche Jugend in der DDR auf sehr anschauliche und persönliche Weise beschreibt. Nach eigener Aussage wollte die Autorin kein Buch über die DDR, sondern ein Buch über sich schreiben. Diesen Anspruch erfüllt sie aufs angenehmste.

*Claudia Rusch: Meine freie deutsche Jugend. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2003. 156 Seiten.*

### Zu guter Letzt

#### **Überall Russen ...**

... in Frankfurt, Berlin, Koblenz und Wuppertal

*fh.* - Eigentlich ist es ja doch peinlich: ein ganzes Heft mit Besprechungen von Neuerscheinungen und dann kein einziges Wort zum Frankfurter Messeschwerpunkt „Russische Literatur“! Und das im Hausblatt eines Instituts, das sich seiner Weltläufigkeit und seiner langjährigen Verbundenheit zu Rußland und den Russen so gerne rühmt. Sicher fehlt uns die sprachliche Kompetenz, um die Qualität der neuen Literatur aus Moskau und St. Petersburg wirklich am Original beurteilen zu können. Aber vielleicht ist es auch einfach die Sorge gewesen, daß die massive Präsenz des Russischen in Deutschland in diesen Wochen doch Überdruß erzeugen könnte. Aber gut, wer noch nicht genug hat, dem soll geholfen werden. Denn man muß nicht Russisch lesen können, um hierzulande russische Kultur derzeit im Original studieren zu können. Ein überreiches Angebot an Kunstausstellungen lockt überall zur Besichtigung. Wenn wir recht gezählt haben, findet sich allein in der Mainmetropole derzeit ein gan-

zes Dutzend an Expositionen russischer und sowjetischer Kunst. Im Berliner Gropiusbau wird noch bis zum 5. Januar die Begegnung der beiden Hauptstädte Moskau und Berlin in den Jahren 1950 bis 2000 gefeiert, und sogar in Koblenz (LudwigMuseum im Deutschherrenhaus, bis 23.11.2003) und in Wuppertal (Von der Heydt-Museum, bis 26.10.2003) zollt man dem großen Thema mit - übrigens völlig unabhängigen - Ausstellungen über die besondere Bedeutung von Paris für russische Maler in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Tribut. Vielleicht am faszinierendsten, sicher aber am gewagtesten ist die große Schau „Traumfabrik Kommunismus“ in der Frankfurter Schirn, bei der man im Eingangssaal mit den gigantischen Propagandaschinken der hohen Stalin-ära von Alexander Gerassimow, Wassilij Jefanow u. a. begrüßt wird. Da gruselt's schon.

*Traumfabrik Kommunismus. Die visuelle Kultur der Stalinzeit. Frankfurt am Main, Schirn Kunsthalle, noch bis zum 4. Januar 2003. Tägl. außer Mo, 10-19 Uhr, Mi u. Do 10-22 Uhr. Der Katalog gleichen Titels wurde hg. von Boris Groys und Max Hollein (Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz Verlag, 2003) und umfaßt 461 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.*

# Balkan-Psycho

Folge III aus dem Roman von Mirjana Stancic

Frauen hatten in Jugoslawien alle Rechte und im Grunde kein einziges, sie wurden nie ernst genommen, stets von allen, auch von Frauen selbst, entweder ignoriert oder ausgelacht, Männer betranken sich und schlugen sie, dies galt als Liebesbeweis. Wenn Männer ihnen was erklärten, hielten sie die rechte Hand am Hosenschlitz, die Repressalien waren allgegenwärtig, jeder bekam sein Fett weg, auch die Obrigkeit, alles Schachmatt. Unter Tito war alles besser, Ruhe und Ordnung, Planwirtschaft und Polizeistaat, und wenn schon, wir brauchen Zucht, keine Demokratie, Zucht ja, wir werden noch lange nicht demokratietauglich sein, lange Referate von drei bis vier Stunden wurden während der Übertragung des Parteitags im staatlichen Fernsehen verlesen, ein anderes gab es nicht, bei Übertragungen von wichtigen Begräbnissen, die als Staatsakt begangen wurden, regnete es oft, ein Typ hielt gut anderthalb Stunden über dem Kopf des Redners einen schwarzen Regenschirm ohne kleinste Regung. Politiker waren immer todernst, die meisten trugen eine Brille, medizinisch behandelt wurden sie im Ausland, erst nach ihrem Tod sah man sie auf den Familienfotos in den Illustrierten lächeln, oft mit Enkelkindern. Diese Enkelkinder erbten dann alles, gebärdeten sich wie das Großbürgertum und gründeten im Ausland Consulting Firmen oder Unternehmen, die im Titel das Wort „Communications“ führten. Ihre Kinder studierten in Oxford, auf die Frage, wo Zenica, Zadar oder Ni( liege, schaute dann die jüngste Generation am Fragenden verblüfft vorbei oder antwortete mit „keine Ahnung“. Eine dünne Schicht des Bürgertums tat so, als hätte sie mit dem Sozialismus nichts zu tun. Sie fuhr regelmäßig ins Ausland, um sich mit Kleidung, Schuhen, Lebensmitteln und Kosmetika einzudecken. Ein Telefonanschluß war das höchste Privileg, nur die Prominenz, Postbeamte, Polizisten und Offiziere hatten einen, die Mutter wurde ab und zu bei einer Nachbarin, der Polizistenwitwe, angerufen. Die Witwe wohnte jedem Gespräch bei. Lachen war subversiv, die Kommunistische Partei, Tito, die Polizei und die Volksarmee waren über jede Kritik erhaben, die Serben waren die Bosse und als solche unumstritten. Und jetzt ist alles kaputt.

Jeder konnte sich einen kleinen Spaß erlauben, ein Wochenendhaus oder ein Auto, in der Öffentlichkeit jeden zum Teufel schicken, ihm sogar eine scheuern, nur der Obrigkeit nicht, sonst landete man im Kittchen, man durfte über jeden spötteln, nur über die Obrigkeit nicht, Respektlosigkeit allerorts, vor allem war das Fluchen der beste Lebensstil, rücksichtslos Gott und Mutter Gottes vergewaltigen war täglich Brot, alle, insbesondere Frauen, mit Schlüpfriegen belegen. Alle fuhren im Sommer ans Meer, Erholungsheime standen dem letzten Straßenkehrer offen, jetzt ist alles dicht, die Kroaten sitzen auf ihrer Küste wie die hundertköpfige Hydra, alles Snobs, nie werden sie mit dem Fremdenverkehr große Umsätze machen, zum Teufel mit ihnen, sie sehnen sich nach nichts so sehr wie nach der serbischen Peitsche, und die Dalmatiner litten alle unter Sprachstörungen, Sunita hatte in Sommerurlauben nichts verstanden.

Aber die Adria ist ein Wunder, den Blick über die Meeresoberfläche gleiten zu lassen, die Fahrt bei sengender Sonne auf der Fähre von Split nach Bra( und die Landung im Spätsommer am Flughafen von Dubrovnik, das war das Schönste, was sie erlebt hat.

Die Slowenen wollten mit anderen Völkern nie etwas zu tun haben, am liebsten rissen sie ihre blöden Witze über die Bosnier, die bei ihnen die Gastarbeiter abgaben. Kein Slowene spricht eine Fremdsprache akzentfrei, ein unbegabtes Volk durch die Bank, aber diszipliniert, bloß ihre Ware dem Restjugoslawien andrehen, das ja, alles drittklassiger Mist, sie taten, als würden sie Serbokroatisch nicht verstehen, schließlich waren sie wie alle anderen auch nur Bauern, Brueghel, „Die Bauernhochzeit“. Die Fußballer, später auch die Basketballer, bekamen gegen Ende der Karriere als Dank für ihre internationalen Leistungen Lokale in besten Innenstadtlagen umsonst zugeteilt, wo sie dann Stehcafés oder Pizzerien betrieben. Man beneidete sie nicht, weil sie sich jahrelang in stinkigen Sporthallen abgerackert hatten und weil sie in ihrer Jugend bitterarm waren. Sie boten in ihren Restaurants schicke Fischmenüs und vegetarische Aufläufe mit Camembert überbacken an.

Unsere Helden waren die Fußballer. Es wurden nur Partisanenfilme gedreht, in denen die Deutschen als letzte Idioten dastanden, Vater sagte immer, man tat den Deutschen großes Unrecht. Die Armen waren aus Jugoslawien ausgewandert, als Gastarbeiter kamen sie mit ihrem nagelneuen Ford Taunus Weihnachten zu Besuch, Weihnachten hieß damals der Vorspann des Neujahrsfeiertags, Weihnachten oder Bajram zu erwähnen, war verboten, offiziell existierten keine religiösen Feiertage. Für die Ausgewanderten gab es nichts schlimmeres als anderen jugoslawischen Ausgewanderten zu begegnen, dann die Geschichte mit der Sträflingsinsel Goli otok und mit den Stalin-Anhängern, alles in allem eine Kollektivneurose.

Das war der von den deutschen Linken viel bewunderte Vielvölkerstaat, alles klein kariert, ärmlich, alle zusammen halbe Bettler, versnobte Bettler spielten Tennis, Golf, Klavier, liefen Ski in Val d'Iser, kein Bürgertum weit und breit, etwas Kleinbürgertum in den Großstädten und in der Provinz ein Abklatsch davon, ein paar Juden, andere waren schon längst im Westen. Das Bruttosozialprodukt war hier um eine Idee höher als in Albanien, einen Platz in stets übervollen Straßenbahnen zu ergattern, war ein Sechser im Lotto, keine U-Bahn im ganzen Land, angeblich wegen bedrohlich anschwellender Grundwasser, alles miserabel, alles ist vorbei, man lebte in Frieden, obwohl jeder jeden haßte. Slavisten aus aller Welt reisten im Sommer zum Sprachstudium nach Dubrovnik und lachten sich nachher über die üppige Bewirtung durch die Balkandeppen kaputt, die Welt nahm uns nie ernst. Professoren von namhaften Universitäten hatten für unsere Kapazitäten nur ein müdes Lächeln übrig, Wissenschaftler aus aller Welt, anständige Mannsbilder in gut sitzenden Anzügen kamen ins Land, um die Selbstverwaltung, das sogenannte jugoslawische Modell und den sogenannten jugoslawischen Sonderweg vor Ort zu studieren, die Bezeichnungen hatten westliche Soziologen erfunden, alles Betrug und ideologische Juxerei, die Selbstverwaltungsforschungsreisenden aßen in den Fabrikskantinen Bohnensuppe mit Schweinerippchen und langten nach dem dritten Schnaps Kellnerinnen unter den Rock, entzückt über die politischen Durchhalteparolen und die aggressiven Graffiti sexuellen Inhalts an den Häuserfassaden und über den überall greifbaren Geist der Brüderlichkeit, voll des Lobes für die frische Reizüberflutung, und was ist jetzt, das Fußballstadion ist Friedhof.